

Impuls

Meine Freiheit muss noch lang' nicht deine Freiheit sein. Meine Freiheit: ja! Deine Freiheit: nein! Meine Freiheit wird von der Verfassung garantiert, Deine hat bis jetzt nicht interessiert.
(Barbara Peters/Georg Kreisler, »Meine Freiheit, deine Freiheit« (1985))

1. Eine Neuerscheinung¹ sieht die gegenwärtige Gefährdung des Freiseins in einem „**libertären Autoritarismus**“. Das sei nicht eine irrationale Bewegung gegen etwas, sondern Nebenfolge spätmoderner Gesellschaften. Denn deren Versprechen der individuellen Selbstverwirklichung birgt ein Kränkungspotenzial, das in Frustration und Ressentiment umschlagen kann. Diese Menschen verteidigen die Freiheit, ihre Freiheit – doch dies auf eine merkwürdig apodiktische, ja geradezu autoritäre Weise. Freiheit sei in dieser Perspektive kein geteilter gesellschaftlicher Zustand, sondern ein persönlicher Besitzstand. Der libertär-autoritäre Protest richtet sich gegen die spätmoderne Gesellschaft, rebelliert aber im Namen ihrer zentralen Werte: Selbstbestimmung und Souveränität.
2. Zitat: „In heutigen Freiheitskonflikten kulminiert eine Entwicklung, die sich in den letzten Jahrzehnten angedeutet hat. Sichtbar wird sie mit der Rückkehr des intervenierenden Staates, der das individuelle Handeln einschneidend limitiert. Anders als klassische Rechte wollen die Menschen, die nun auf die Straße gehen, keinen starken, sondern einen schwachen, geradezu abwesenden Staat. Ihre zuweilen frivole Subversion und die rabiate Ablehnung anderer Ansichten zeugen jedoch zugleich von autoritären Einstellungen. Sie verneinen die Solidarität mit vulnerablen Gruppen, sind verbal martialisch und hoch aggressiv gegen jene, die sie als die Verursacher von Einschränkungen ihrer Freiheit identifizieren. Sie tragen rechte Verschwörungstheorien vor, aber den Vorwurf, rechts zu sein, weisen sie entschieden von sich. Dieser Autoritarismus, der auf der unbedingten Autonomie des Individuums beharrt, ist ein Symptom dafür, dass die etablierten politischen Koordinaten in Unordnung geraten sind“.²
3. Versuch einer ersten **Klärung**: Freisein heißt, individuell die Möglichkeit zu haben, ohne Zwang oder Druck von außen zwischen zwei oder mehreren Handlungsoptionen entscheiden und agieren zu können. Freiheit umschreibt demnach eine Selbstbestimmung - eine Autonomie - des Menschen. Soweit die Theorie. Aber selbst heute, im 21. Jahrhundert, sind wir weit davon entfernt, Freiheit in diesem Sinne leben zu können, obwohl sie politisch in den meisten westlichen, demokratisch regierten Ländern, als ein Grundrecht im Gesetz fest verankert ist. Presse-, Meinungs-, Glaubens-, Rede- oder

¹ Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey: Gekränkte Freiheit. Berlin 2022. 4. Auflage 2023

² A.a.O. Seite 13

Handlungsfreiheit sind de facto gegeben. Und trotzdem, auf unsere persönliche Handlungsfreiheit angesprochen, würden wir wohl mit einem einschränkenden "Ja, aber..." antworten. Sind wir tatsächlich frei und haben wir die Möglichkeit, ohne Zwang und den Einfluss äußerer Gegebenheiten das zu tun, wonach uns gerade der Sinn steht?

4. Bekanntester Freiheitssatz des vorigen Jahrhunderts, von *Jean Paul Sartre* in den letzten Kriegsmonaten aufgeschrieben: "Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt." Es ist wohl widersprüchlich, den Begriff "Freiheit" in Zusammenhang mit dem negativ behafteten Verb "verurteilen" zu setzen. Also: Die Freiheit als solche, nicht der Entzug derselben, ist nach Sartres Meinung eine Strafe. Es stellt sich also die Frage, warum philosophisch gesehen Freiheit nicht immer ein zu erstrebendes Ideal ist, und ob der Entzug dieser Freiheit wirklich nur als Strafe zu verstehen ist.
5. Einer der ersten Philosophen, der sich existentiell mit dem Frei-Sein beschäftigte, war der Däne **Sören Kierkegaard**. Er versteht denn auch die Entstehungsgeschichte des Buches Genesis, genauer den Sündenfall Adams, als die Quelle des menschlichen Seins: In dem von Gott ausgesprochenen Verbot, den Apfel vom Baum der Erkenntnis nicht essen zu dürfen, sieht Kierkegaard für den Menschen den ersten freiheitlichen Akt. Es steht Adam - stellvertretend für alle nachfolgenden Geschlechter - offen, vom Apfel zu beißen oder nicht. Er kann frei entscheiden.
6. Wer Risiken eingeht, erlebt ungeahnte Freiheit. Dafür wirbt die tragisch verstorbene **französische Philosophin und Psychoanalytikerin Anne Dufourmantelle** in „Lob des Risikos“.³ Das wohlverstandene Risiko im Sinne Dufourmantelles entspringt einer Haltung, die im Ungewissen die Chance auf Wandel, Entwicklung und Befreiung erkennt. „Freiheit meint das Sich-frei-machen, keinen stabilen Zustand. Sie setzt voraus, dass wir uns unserer Fesseln bewusst sind...Lehrt uns die Freiheit etwas? Nicht unbedingt. Sie verlangt, dass wir unser Begehren riskieren, als sei es etwas unendlich Kostbares, Einmaliges, eine gebieterische Stimme. Dass wir uns selbst vorausgehen, dort, wo wir nicht wissen, dass wir sind; wo etwas, das wir nicht kennen, dennoch von uns spricht und uns einberuft. Die Freiheit ist eine Einberufung“.⁴
7. Zur Religion fällt **Martin Luthers** „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahre 1520 ein: „Eyn Christen mensch ist eyn freyer herr über alle ding und niemandt unterthan. Eyn Christen mensch ist eyn dienstpar knecht aller ding und ydermann unterthan.“ Wo wir heute sagen, dass die Freiheit des einen ihre Grenze allein an der Freiheit des anderen findet, würde Luther anders reden: Unsere Freiheit findet nicht etwa ihre Grenze an der Freiheit, sondern erst ihren Sinn in der Freiheit des anderen“
8. Vertieft und (zugleich verrätselt) wird dies durch **Emmanuel Levinas** (jüdischer Religionsphilosoph 1906 – 1995). Ein freies Ich, das auch seine willkürlichen,

³ Anne Dufourmantelle: „Lob des Risikos. Ein Plädoyer für das Ungewisse“. Aus dem Französischen übersetzt von Nicola Denis. Berlin 2018

⁴ A.a.O. Seite 102

gewalttätigen und mörderischen Anteile kennt, nehme seine Freiheit „beschämt“ zurück. Diese Freiheit werde durch den Anderen in Frage gestellt, was jedoch nicht heiße, dass sie im anderen begrenzt oder gar vernichtet werde. Paradoxerweise werde die Freiheit in ihrer Absetzung durch den Anderen zugleich eingesetzt. Wörtlich: „Die Gegenwart des Anderen ... verletzt nicht die Freiheit, sondern setzt sie ein“⁵. Wir seien nicht zur Freiheit verdammt, sondern zur Freiheit eingesetzt. Die Freiheit sei nicht nackt. Philosophieren heiße, „hinter die Freiheit zurückgehen, die Einsetzung entdecken, durch welche die Freiheit von der Willkür befreit wird.“⁶ Der andere fördere die Freiheit, die er mich nötigt und macht dadurch gütig. Ich bin es, der von der Güte erwählt worden ist. Ich kann mich dem Guten nicht entziehen, könnte man sagen. Das sei meine nicht willkürliche Freiheit: „Je mehr ich zu mir komme, desto mehr lege ich – unter dem Trauma der Verfolgung – meine Freiheit als konstituiertes, wollendes, herrschendes Subjekt ab, desto mehr entdecke ich mich als verantwortlich; je gerechter ich bin, desto schuldiger bin ich.“⁷

9. Man muss sehen, dass der jüdisch-christliche Bezugsrahmen nicht der einzige ist, den man in der Postmoderne zum Freisein zu konsultieren pflegt. Es gibt verschiedene Sinnhintergründe, die in der Postmoderne miteinander konkurrieren, allen voran der **Buddhismus**, zumeist in der Verbrämung durch westliche Intellektuelle. Ram Adher Mall, Präsident der Gesellschaft für interkulturelle Philosophie, bezeichnet ihn sogar als die „Religion der Postmoderne“: Der Buddhismus zeigt den Weg aus dem Leben, das Leiden ist. Dieses Leiden ist nach buddhistischer Auffassung durch Abhängigkeiten verursacht. Freisein von Bindungen ist daher im Buddhismus der Weg zur Freiheit von Leiden. Das Ziel ist die Leidlosigkeit, die erreicht wird durch Aufhören aller Abhängigkeiten und letztlich sogar durch Auslöschung – der Begriff der „Loslösung“ wäre hier zu wenig treffend – des eigenen Ichs, indem man sein Ich als Trug, als Nichts durchschaut. Die Grundlehre des Buddhismus ist, dass das Leben Leiden und nichts als Leiden ist, dass alle Abhängigkeiten und Bindungen Leiden verursachen, und mögen sie noch so positiv erscheinen, dass der Weg zur Erlösung letztlich der Weg heraus aus den Abhängigkeiten im Sinne von „Anhaftungen“ ist. Es geht dem Buddha um eine „Freiheit von“, letztlich um die Freiheit, nicht sein zu müssen, nicht geboren sein zu müssen, und damit unabhängig zu werden sogar von dem eigenen unhintergehbaren Zustand des „Ins-Dasein-Geworfen-Seins“. Auf dem Hintergrund von schmerzlichen Abhängigkeits- und Enttäuschungserfahrungen wird auch die Sehnsucht vieler junger Menschen in Europa verständlich, die einer derart radikalen und doch nicht fremdverpflichtenden buddhistischen Freiheitsperspektive nachdenken und nach-meditieren.

⁵ E. Levinas: Totalität und Unendlichkeit. Freiburg. München 1987. Seite 122

⁶ E. Levinas. Jenseits des Seins. Freiburg. München. 1992. S. 249

10. Anders ist die **jüdisch-christliche Freiheitsdiskussion** zu verstehen: Hier heißt der maßgebliche Terminus nicht „Weg des Entkommens“, wie Buddhas „Achtfacher Pfad“ auch genannt wird, sondern „Bundes-Angebot“. Der Bund zwischen Gott und Israel ist Vorbild und Modell, in dem sich erstens Abhängigkeiten lösen (von der eigenen Begierde nach Dingen, von fremden Übergriffen, im Christentum dann: von der alten Familie zu einer „neuen Familie in Christus“), also eine „Freiheit von“. In diesem Modell ist zweitens eine „Freiheit für“ möglich für Beziehungen und Freundschaften: Freundschaft und Beziehung zu Gott in Jesus Christus und unter den Menschen. Eine freie Beziehung wird als Freundschaft charakterisiert und unterscheidet sich von einer unfreien oder abhängigen Beziehung, also der „Knechtschaft“. Im Johannes-Evangelium formuliert Jesus diese „Freiheits-Beziehung“ so: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“

(Johannesevangelium 15,15)

Innerhalb dieser Vorstellungswelt der Bundes-Theologie wäre über Freisein nachzudenken. Welche Form von Freisein wäre notwendig für gelungene Beziehungen in Freundschaften, Ehen und Familien? Was heißt Freisein in der Beziehung zwischen Gott und Mensch?

II. Der Abend

1. Beginn mit dem Lied: „Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? Sie fliegen vorbei wie nächtliche Schatten. Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen, es bleibt dabei: die Gedanken sind frei!“. Nach erstem Anhören berichtet jemand, eine Freundin habe mit diesen Zeilen im Kopf sich vor den übergriffigen Tendenzen ihrer Mutter schützen können. Das Lied sei also Ausdruck für Möglichkeit und Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit. Wenn „die Gedanken“ jedoch an die Oberfläche nach außen geraten in Form von geäußerten Meinungen, dann sei es aus mit den Zeilen „doch alles in der Still und wie es sich schicket“. Denn zur öffentlich Meinungsäußerung gerade in Beziehung zu Politik, Religion oder auch sexueller Orientierung gehörte in vielen Fällen Mut, offen zu artikulieren, was einem nicht behagt. So gesehen seien wir und unsere Gedanken, wenn sie zu geäußerten Meinungen und ausgesprochenen Werthaltungen werden, anscheinend doch nicht so frei.

Denn die Freiheit des einen hört dort auf, wo diese die Freiheit eines anderen einschränkt, betont jemand. Damit dieser Prozess nicht zum gepflegten „Eiertanz“ der Anpassung, des Stillschweigens und der Verdrängung mutiert, sollte man die Konsequenzen seiner Handlungen gut abwägen. Der Grat zwischen Zivilcourage und der Überschreitung sei in einer komplexen Gesellschaft trotz aller Meinungsvielfalt oder gerade wegen dieser ein immer schmalerer.

2. Das führte zum 2. Thema, dem sogenannten „**libertären Autoritarismus**“, das heißt: Viele wollen ihre persönliche Freiheit ausleben – auf Kosten demokratischer Stabilität und

Solidarität. Die Literatursoziologin Carolin Amlinger und der Soziologe Oliver Nachtwey nennen das ein Merkmal für libertären Autoritarismus. Noch ein Zitat: „Freiheit wird nun nicht mehr in erster Linie als Abgrenzung zum staatlichen Gewaltmonopol verstanden, sondern zu gesellschaftlichen Normen insgesamt. Staatliche Regulierungen des Alltagsverhaltens, etwa die Gurt- oder Helmpflicht, stellen aus dieser Perspektive ebenso eine Einschränkung der persönlichen Freiheit dar wie Gebote der Nichtdiskriminierung.“ Und: „Die libertären Autoritären identifizieren sich nicht mit einer Führerfigur, sondern mit sich, ihrer Autonomie.“ Und diese verteidigen sie mit autoritärer Aggression. In Politik, Medizin, Polizei, öffentlich-rechtliche Medien oder Wissenschaft haben sie keinerlei Vertrauen. Jede Autorität, die sich über ihre eigene stellt, ist für sie inakzeptabel. Und das alles im Namen ihrer persönlichen „Freiheit“. Eine Art „Individualisierungsexzess.“ Also: Autoritär sein und Freiheitsbetonung können heute zusammengehen. Freiheit werde hier, so sagen wir, als etwas rein Individuelles verstanden, das soziale Abhängigkeiten leugne. Das werde dann auch noch aggressiv verteidigt gegen alle Personen und auch Institutionen des Staats, die diese Freiheitsrechte einschränken wollen.

Zum ersten Mal verstehen wir etwas von dem, was bisher bei uns nur ratloses Kopfschütteln hervorgerufen hat. Man dürfe nicht vergessen, dass hinter dieser neuen Form von Ungnädigkeit Enttäuschung und Kränkung stehen, weil die Gesellschaft nicht halte, was sie verspreche, dass nämlich „Jeder seines Glückes Schmied“ sein, also frei über das eigene Leben bestimmen kann. Wir seien deshalb kränkungsanfällig, gar „kränkungsaffin“, weil wir unsere Ansprüche auf Selbstentfaltung allzu oft nicht realisieren können.

3. Jemand zitiert die Trias der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. In ihrer Balance sehe er immer noch einen großen Reiz. Zugleich formuliere Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (Geschwisterlichkeit) ein abstraktes Ideal, das so etwas wie einen Archetyp menschlicher Vorstellungen von freiem und gerechtem Leben in der Gemeinschaft fordert und wohl gerade deshalb an der Realität scheitern muss. Immer, wenn gesellschaftliche Gruppen zu Reformen antreten, beschworen sie dieses Ideal. Zuletzt genau zweihundert Jahre nach der Französischen Revolution, beim Zusammenbruch der DDR im Herbst 1989. In den bundesdeutschen Parteien sei auch heute noch allenfalls strittig, welches Gewicht den einzelnen Normen in der eng verbundenen Trias zukommen sollte. Danach argumentierten Konservative eher normrelativistisch in dem Sinne, dass mal die eine, mal die andere Norm den Vorrang haben soll, die Sozialdemokratie plädierte für die Gleichrangigkeit der drei Normen, während die Liberalen prinzipiell der Freiheit den Vorzug gäben. Im Unterschied zur damaligen Konstellation scheint Die Linke der Solidarität eine Priorität geben zu wollen.

Balance also würde so aussehen, dass niemand seine *Freiheit* so gebrauchen darf, dass die Freiheit der anderen eingeschränkt wird. Die staatlichen Gesetze schränken die individuelle Freiheit nicht an sich ein, sondern schützen durch allgemeine Regelung jeweils die gleiche Freiheit aller Individuen. Die Einzelnen sind nach diesem Freiheitsverständnis jeweils nur für sich frei. Die Freiheit trennt sie voneinander und bringt sie in eine Situation, in der sie jeweils in dem ihnen vom Gesetz zugebilligten Raum wie in einer Zelle ihre Freiheit genießen und für sich ihre Interessen verfolgen. *Die Gleichheit* bricht mit dieser Isolierung der Individuen nicht. Denn Gleichheit bedeutet lediglich, dass im Prinzip unterschiedliche Menschen mit

Blick auf etwas Drittes als gleich gelten. Unter bürgerlichen Verhältnissen sind sie vor dem Gesetz gleich. Sie müssen also nicht befürchten, dass ihre körperliche Schwäche, ihre mindere Begabung, ihr Geschlecht, ihre Herkunft oder ihre Armut sie vom Genuss der Rechte ausschließt. Aber diese Gleichheit schafft keine darüberhinausgehende Gemeinsamkeit zwischen den Individuen. Sie sind formal gleiche Bürgerinnen und Bürger eines Staates und haben diesem gegenüber alle die gleichen Rechtsansprüche. Ihre jeweiligen Besonderheiten, die individuellen und sozialen Ungleichheiten, haben demgegenüber zurückzutreten. **Die Gleichheit macht die Individuen im Verhältnis zueinander gleichgültig, sagen wir.** *Die Brüderlichkeit* hingegen soll diese Tendenz zur Gleichgültigkeit und Konkurrenz aller gegen alle, die den anderen Normen innewohnt, überwinden. Brüderlichkeit und Solidarität stehen für die moralische Aufforderung an die Einzelnen, bei ihrem freien und gleichen Handeln den Gesichtspunkt des Zusammenhalts nicht aus den Augen zu verlieren.

4. Wir sprechen lange darüber, wie eine Generation die in ihrer Zeit errungenen „Freiheiten“ gern an die nächste Generation weitergeben könne und wolle (Stichwort: Lange Haare). Es käme häufig zum gut gemeinten Überstülpen. Dabei sei die nächste Generation in vielerlei Hinsicht weit kompetenter im Umgang mit der heutigen digitalen Welt als ihre Elterngeneration – ein Novum der Menschheitsgeschichte. Und nicht zuletzt sei zumindest in Mitteleuropa auch die Demographie auf ihrer Seite: Um keine Generation wurde so intensiv als zukünftige Arbeitskräfte geworben wie um diese doch recht kleine Alterskohorte. Aber was tun, wenn sich viele junge Menschen diesen unendlichen Möglichkeiten verweigern? Sie seien dann für Eltern, Personalern und die Gesellschaft insgesamt eine Herausforderung, da sie viel in Frage stellen. Einen Job mit Karrieremöglichkeit in New York? Ein Angestelltenverhältnis in einer renommierten Firma? Ein eigenes Startup? Eine Karriere in der Kunst? Oder doch zunächst mal reisen?

5. Jean-Paul Sartres existentialistischer Satz „Der Mensch ist zur Freiheit verurteilt“ schien uns zunächst widersprüchlich, weil er den Begriff "Freiheit" in Zusammenhang mit dem negativ behafteten Verb "verurteilen" setzt. Aber wenn man davon ausgeht, dass es keinen „Gott“ gibt, der einen rettet, dann würden logischerweise die Begriffe "Freiheit" und "Verurteilung" in ein und denselben-Kontext gebracht. Die Freiheit als solche, und nicht der Entzug derselben, ist nach Sartres Meinung eine Strafe. Es stellt sich also die Frage, warum philosophisch gesehen Freiheit nicht immer ein zu erstrebendes Ideal ist, und ob der Entzug dieser Freiheit wirklich nur als Strafe zu verstehen ist.

6. Das führte fast nahtlos zu den religiös konnotierten Verständnissen von Freiheit. Besonders haben im Gespräch **Emmanuel Levinas und Anne Dufourmantelle** fasziniert. Levinas Formel, ein freies Ich, das auch seine willkürlichen, gewalttätigen und mörderischen Anteile kennt, nehme seine **Freiheit „beschämt“ zurück**, nahm im Gespräch eine zentrale Rolle ein. Denn es wurde deutlich, dass meine Freiheit durch den Anderen fundamental in Frage gestellt sei. Das heiße aber zugleich, dass ich durch die beschämte Zurücknahme erst wahrhaft frei werde, betonen wir. Mit Levinas: „Die Gegenwart des Anderen ... verletzt nicht die Freiheit, sondern setzt sie ein⁸.“ Wir seien nicht zur Freiheit verdammt, sondern zur

⁸ E. Levinas: Totalität und Unendlichkeit. Freiburg. München 1987. Seite 122

Freiheit eingesetzt. Und Anne Dufourmantelle sagt sogar, Levinas ausführend, dass wir „einberufen“ sind zur Freiheit, „dass wir uns selber vorausgehen, dort, wo wir nicht wissen, dass wir sind“⁹. Freiheit also bleibe ein Risiko, in des Wortes doppelter Bedeutung, herausfordernd und gefährdet, aber man spüre sie als, so sagt jemand, „Stimme innerer Notwendigkeit.“

7. Letztlich aber bleibe Freisein leer, wenn man nicht zugleich hinzufüge, wovon und wozu Menschen frei sind. **Martin Luthers berühmte Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“** (1520) tut das. Ihre letzten Sätze drücken das in aller Klarheit aus. Sie lauten: *„Aus dem allen folgt der Satz, dass ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und seinem Nächsten – in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben steigt er über sich hinaus zu Gott; aus Gott steigt er unter sich hinab durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und in der göttlichen Liebe [...] Siehe, das ist die rechte, geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, die alle andere Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde.“* Christliche Freiheit sei demnach keine „errungene Freiheit“, das heißt, etwas, was wir erkämpfen können. Eher Geschenk—und unerwartet, „dort, wo wir nicht wissen, dass wir sind.“

Wolfgang Teichert

⁹ A. Dufourmantelle: Lob des Risikos. Berlin 2019 2. Auflage Seite 102